Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 52 (1977)

Artikel: Zwei vergessene Gräber in Baden

Autor: Münzel, Uli

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-323888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei vergessene Gräber in Baden

Auf zwei aufgelassenen Friedhöfen in Baden befinden sich zwei dem Verfall überlassene Gräber, in denen aber zwei Persönlichkeiten bestattet sind, die es sehr wohl verdienen würden, in dauerndem Andenken behalten zu werden. Ueber beide ist ziemlich viel geschrieben worden, weshalb es eigentlich unbegreiflich ist, dass ihre Gräber so in Vergessenheit geraten konnten. Das eine Grab befindet sich fast zuhinterst auf der linksseitigen Familiengräberreihe des alten Friedhofs Hasel. In ihm sind bestattet Maria Catharina Breslau (Mutter) 1835–1893, Emmeli 1850–1930 und Louise-Cathérine 1856–1927, von der hier die Rede sein soll. Das andere Grabmal steht links in der Gartenanlage der reformierten Kirche und ist dem Andenken Daniel Elsters gewidmet. Beide Gräber hat für die vorliegende Arbeit *Carl Pavelka* gezeichnet. Er hat dabei auf dem Papier ergänzt, was in Wirklichkeit schon zerfallen ist, damit vor dem endgültigen Untergang wenigstens im Bilde die beiden Grabmäler weiterbestehen. (Uebrigens: Auch die beiden Gräber «Robert Dorer, 1830–1893, Edmund Dorer 1831–1890, gewidmet von der Vaterstadt» und «Arnold Fürst-Frey, 1851–1898, Julie Fürst-Frey, 1856–1922, die dankbare Gemeinde Baden» befinden sich in desolatem Zustand).

Louise-Cathérine Breslau
Zum 50. Todestag am 12. Mai 1977

In der kleinen Gemäldesammlung des Museums Baden befinden sich zwei Pastellgemälde, das Porträt eines Knaben und das Porträt einer Dame, beide Bilder von einer realistischen Virtuosität und doch von einer poesievollen Zartheit und Farbigkeit. Ausserdem besitzt das Museum eine Zeichnung, die dem Badener Kurarzt Dr. Albert Minnich gewidmet ist. Schöpferin dieser Werke ist die Malerin Louise Breslau. Was hat nun diese Künstlerin mit Baden zu tun? Nicht sehr viel mehr, als dass sie in Baden an der Seite ihrer Mutter bestattet ist, die sich nach dem frühen Tode ihres Gatten nach Baden in die Villa Kreuzliberg zurückgezogen hatte und hier alljährlich von ihrer in Paris lebenden Tochter besucht wurde. Der Wunsch dieser Tochter war es, im Grabe ihrer Mutter bestattet zu werden, was nach dem am 12. Mai 1927 in Paris erfolgten Tode am 27. Juni 1927 der Fall war.

Die Schweizer Malerin Louise Breslau, eine Zeitgenossin von Hodler, ist so gut wie vergessen. Dabei war sie zu ihrer Lebenszeit besonders in Frankreich, weniger in ihrer Heimat Schweiz, hoch angesehen. Ausstellungen, Auszeichnungen und das Wohlwollen bedeutender Persönlichkeiten wie Edgar Degas und Anatole France, hatten sie bekannt gemacht. Volle 50 Jahre lebte sie in Paris, von ihrem ersten Porträt des Prälaten Viart 1877 bis zu einer «Nature morte» 1927. Zahlreiche Kritiken und Artikel in Kunstzeitschriften wurden ihrem Schaffen gewidmet. Ihre Kunst stand den Impressionisten nahe, aber da sie nicht frei war von der Stilrichtung des Fin de siècle, fand sie nicht die uneingeschränkte Beachtung, die für die Unsterblichkeit notwendig ist.

Die wichtigen Lebens- und Werkdaten können im Schweizerischen Künstlerlexikon und im Biographischen Lexikon des Kantons Aargau nachgelesen werden. Louise-Cahérine Breslau wurde am 6. Dezember 1856 in München als Tochter des Gynäkologen Bernhard Breslau und der Maria Catharina von Brandenstein geboren. Der Vater wurde zwei Jahre später als Professor an die Frauenklinik in Zürich berufen, so dass Louise in Zürich aufgewachsen ist. Eine Jugendfreundin von ihr war die bekannte Lydia Escher, die Gründerin der Gottfried Keller-Stiftung. Louise Breslau erwarb später das Schweizer Bürgerrecht. Mit neunzehn Jahren ging sie 1876 zur künstlerischen Ausbildung nach Paris – ihr Vater war gestorben, als sie acht Jahre alt war – wo sie für immer blieb, weil sie dort ihre künstlerische Heimat gefunden hatte, welche ihr die Schweiz nicht bot. Sie war hauptsächlich Porträtistin und wurde vor allem wegen ihrer Kinderporträts bekannt. Daneben schuf sie auch Blumenstilleben. In der Pastelltechnik darf sie wohl als Meisterin bezeichnet werden. Die künstlerische Würdigung Louise Breslaus muss einer berufenen Feder vorbehalten bleiben, weshalb hier die Künstlerin selbst zu Worte kommen soll.

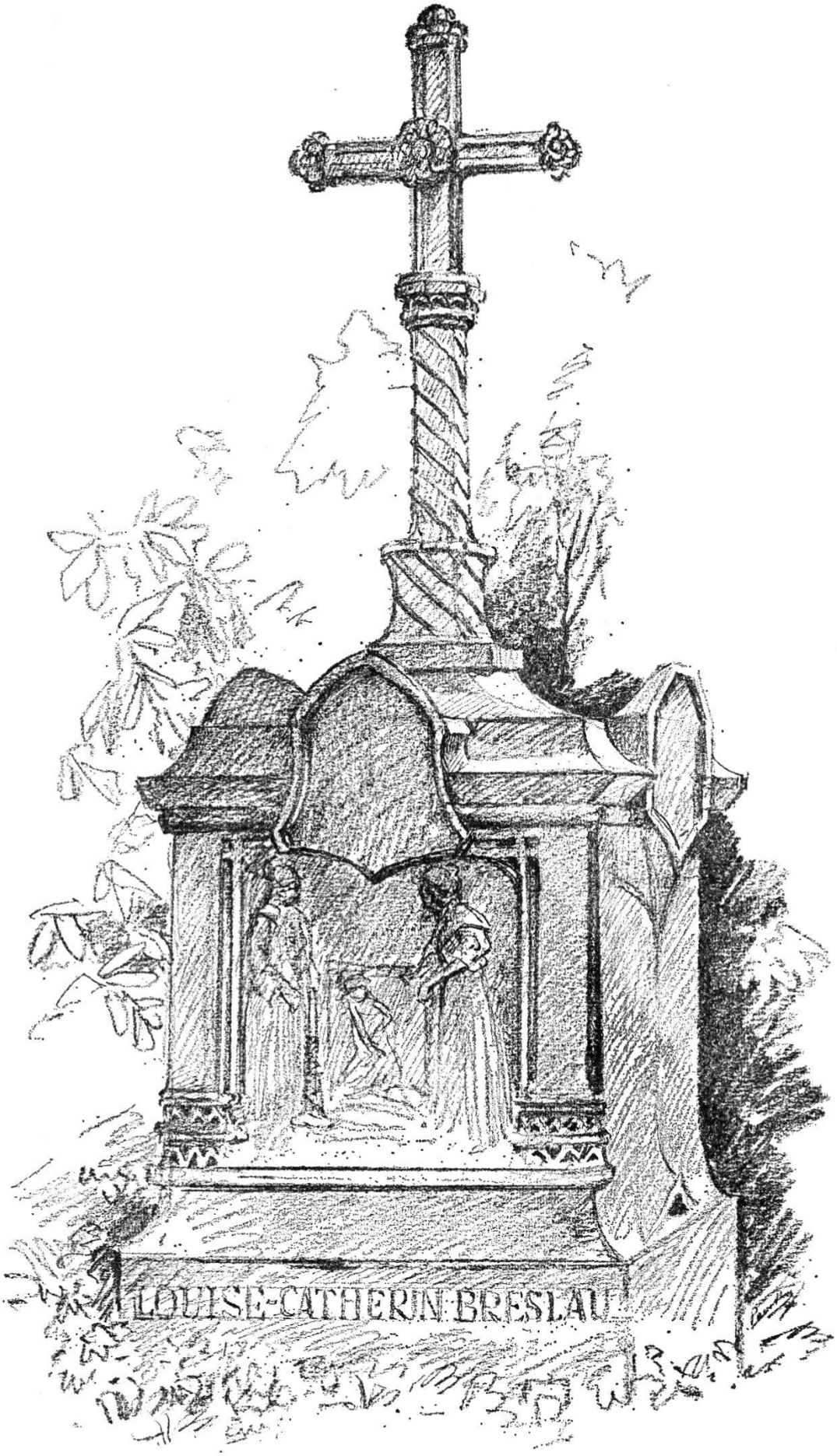
L. C. Breslau über sich selbst

Mein Leben war einer stummen Kunst geweiht, und ich bin mit der Feder nicht vertraut. Doch will ich gerne, der Aufforderung der Redaktion entsprechend, einiges aus meiner Laufbahn mitteilen. Jeder Maler muss wünschen, dass einmal seine Kunst für ihn reden, seine Freuden und bitteren Zweifel verkünden werde. Aber ach, die Kunst erfordert Können!
Und hier beginnen unsere Schwierigkeiten. Sie sind so gross, so immerwährend, dass es einer starken inneren Ueberzeugung bedarf, um in der

harten Laufbahn der Malerin auszuharren. Und doch kann ich mich persönlich über mein Schicksal nicht beklagen. Der Maler Albert Besnard hat einmal zu mir gesagt: «Jedes Werk einer Frau, welches ich sehe, rührt mich, denn ich weiss, was es sie gekostet hat.» Er sagte mir auch: «Ich betrachte immer mit Vergnügen die Arbeit von Frauen. Sie arbeiten mit mehr Sorgfalt, vielleicht mit mehr Liebe als wir. Und dann bilden sie sich kein Genie ein.» Gewiss. Wenn man die Museen der Welt studiert, dann sieht man, wie selten hervorragende Werke von Frauenhand sind. Und doch haben sich die Frauen zu allen Zeiten für die schönen Künste begeistert. Viele Namen wüsste ich zu nennen, und zahlreich sind die Talente auch unter unseren Zeitgenossinnen. Aber was ist das gegenüber dem unerreichbaren, bewunderungswerten Werke des Mannes? Genug Gründe erklären das Warum dieser Tatsache, ich darf sie hier nicht ausführen.

Ende 1876 kam ich mit 19 Jahren nach Paris. Ich hatte bis anhin bei dem leider wenig bekannten, aber seine Kunst aufrichtig liebenden Maler Pfyffer gezeichnet, und nur das Museum in Basel war mir bekannt. Aber meine Lernbegierde war gross und ich erkannte sofort, dass ich in Paris die Mittel finden würde, zu lernen. Paris war zu jener Zeit die einzige Stadt der Welt, wo eine Frau ausreichende Gelegenheit fand, sich auszubilden. Dort war damals schon die Künstlerin kein Ungeheuer, keine Närrin, keine überstiegene oder ehrgeizige Abenteurerin. Nein, sie war verstanden, gefeiert – Paris schien mir ein Paradies! Alles war hier leicht und fröhlich, und was galt die Armut, die Einsamkeit und der Kampf, wenn man einen Weg vor sich sah? Ach, dieser erste Sommer, den ich ganz im Atelier Julian verlebte, unter dem heissen Bleidache der «Passage des Panoramas», wie war er schön! Das Atelier Julian war damals das einzige, wo man Aktstudien machen konnte. Dort lernte ich malen, verliess die Schule aber nach zwei Jahren für immer, um mir selbständig weiter zu helfen. Im Salon des Jahres 1878 war mein erstes Bild ausgestellt, im Jahre darauf schon deren zwei, und von da an waren Bilder von mir mit wenigen Unterbrechungen alljährlich im Salon zu finden. 1881 ist das Datum des «Portrait des amis». Mit einem Schlage machte es mich bekannt, berühmte Meister beglückwünschten mich dazu. Künstlerisch wurde es die Basis meiner Laufbahn. Eine Ehrennennung wurde mir dafür im Salon, 1883 kam es an die Landesausstellung in Zürich und wurde von dem Museum in Genf angekauft. Dies war mein erster Verdienst, mit dem ich mir eine Studienreise nach Holland leisten konnte.

Obgleich ich in der klassisch unpersönlichen Schule Julian als «Revolutionärin» etwas misstrauisch angesehen wurde, empfahl mich deren Direktor


LOUISE-CATHERIN BRESLAU

selbst an den Leiter der neugegründeten Galerie Vivienne, welche 1880 eröffnet und von einigen später sehr namhaften Künstlern beschickt wurde. Hier stellte ich während eines Jahres Bilder aus, meine ersten Pastelle, das Bild des Poeten Davison, welches dort den besonderen Beifall von Degas fand, und das lebensgrosse Freilichtbild eines normännischen Fischermädchens. Das letzte wurde von Devriès, dem Besitzer der Galerie, gekauft. Auch proponierte man mir eine Rente von 300 Franken im Monat, wogegen ich alles, was ich malte, zu liefern hatte. Das war eine bescheidene Sicherheit, aber die Freude währte nur kurz. Die Galerie Vivienne machte Konkurs, und für mich kam mit dem Jahre 1882 eine schwere Zeit. Ich half mir weiter, indem ich mit meiner Mappe unter dem Arm von einer Redaktion zur andern ging, um den Zeitschriften meine Zeichnungen anzubieten. Charpentier (Herausgeber von Zola, Daudet, Goncourt etc.), der Besitzer der «Vie Moderne», gehörte damals zu meinen Käufern. Trotzdem war es für mich ein Glücksfall, dass A. Wolff, der gefürchtete Pariser Kunstkritiker, mich an den derzeitigen Direktor des Figaro, Fernand de Rodays, empfahl, welcher ein Bild seiner Tochter wünschte. Das lebensgrosse Bild sollte in seinem Hause gemalt und innert 14 Tagen vollendet werden. Das war ein gewagtes Unternehmen, aber es gelang mir. Dieses Bild war im Salon (1883) mit dem sehr bedeutsamen Gruppenbild, dem «Thé de cinq heures» ausgestellt, welches nach so vielen Jahren im Museum in Bern seinen, wie ich glaube, wohlverdienten Platz fand.

Zweimal versuchte ich es in den 80er Jahren mit Ausstellungen in Zürich, 1885 oder 1886 im Kaufhause (es existierte damals kein Ausstellungslokal in Zürich), und 1888 im Schaufenster der Kunsthandlung Appenzeller, später noch mit einer von mir zusammengestellten Gruppe von in Paris lebenden Schweizer Künstlern in Basel und Zürich. Die drei Bilder, die ich bei Appenzeller zeigte, hatten eine sehr schlechte Kritik, und es war mir daher keine kleine Freude, dass mir Gottfried Keller sein Lob nicht vorenthielt. An der Weltausstellung in Paris war eines meiner Lieblingsbilder, der «Contre-Jour» (jetzt im Museum von Bern) mit zwei andern Bildern, dem Portrait des Plastikers Carriès (jetzt im Petit Palais, Paris) und «Sous les pommiers» ausgestellt. Ich erhielt die goldene Medaille. Bundesrat Ruff kam damals nach Paris, und es war seiner liebenswürdigen und eifrigen Sorge zuzuschreiben, dass das Bild «Sous les pommiers» nachher für Lausanne erworben wurde.

In Frankreich kaufte in den 90er Jahren das Ministerium des Innern ein Intérieur-Bild, der Luxembourg ein Pastell von mir. In das Museum von Rouen kamen zwei, nach Carpentras ein Bild. Das Portrait meiner Mutter

und Schwester wurde später für den Annexe des Luxembourg (Jeu de paume) vom französischen Staate gekauft. Dies waren meine Verkäufe an die Oeffentlichkeit, aber während der ganzen Zeit malte ich in Paris nach privaten Aufträgen ein Portrait um das andere. Dies ermöglichte mein Fortkommen und ich hatte stets nur wenig Zeit und wenige Mittel an grosse und freie Kompositionen zu wenden.

Im Jahre 1900 war ich für die Weltausstellung von der Schweiz zusammen mit Bièler als Commissaire fédérale gewählt worden. Drei meiner Bilder und drei Portraitgruppen in Pastell waren an der Ausstellung, und ich erhielt zugleich mit Burnand und Hodler die goldene Medaille. Frankreich ehrte mich ausserdem durch die Ernennung zum Chevalier de la Légion d'Honneur.

Kein Wunder, wenn ich es da neben manchen andern Anfechtungen als einen Rückschlag empfand, als einige Zeit nach der Ausstellung die Gesellschaft schweizerischer Maler und Bildhauer bei ihrer Gründung in einem ihrer ersten Statutenparagraphen die Frauen ausdrücklich von der Mitgliedschaft ausschloss, während es für einen Mann nur notwendig war, ein einziges Mal an einer schweizerischen Ausstellung vertreten gewesen zu sein, um Mitglied zu werden! Diese Gesellschaft beherrschte jahrelang in der Schweiz Ausstellungen und Ankäufe. So wurde mir manche Verbindung mit dem Lande, in dem ich meine Kindheit verlebt hatte, erschwert. Kein Wunder deshalb, dass ich danach mehr und mehr Frankreich als meine geistige Heimat ansehen musste. Ich war nach dem grossen Paris gekommen, eine unbekannte Fremde, ohne jegliche Beziehungen und mit sehr bescheidenen Mitteln. Aber hier durfte ich meine Gaben entwickeln, meinem leidenschaftlichen Wunsch nach Arbeit Folge geben, ich wurde anerkannt und geschätzt. Wo ich mich an einen Meister wandte, fand ich einen Freund, der mit Wärme meine Anstrengungen begleitete. Ganz im Anfang meiner Laufbahn sagte der berühmte Zeichner und Karikaturist Forain einmal zu mir: «Die Frauen kämpfen mit einem Papiermesser gegen Männer, die bis auf die Zähne bewaffnet sind.» Trotzdem schenkte er mir seinen Rat, seine aufrichtige Teilnahme so reichlich und dauernd, dass gerade er mir gezeigt hat, was Künstlerfreundschaft sein kann. So auch Raffaelli. Er war es, der mich bei den Kunstliebhabern in Paris einführte. Und dann kannte ich Degas. Er war bewundert und gefürchtet nicht nur um seiner unvergleichlichen Kunst willen, sondern auch wegen der Sicherheit, mit der er immer wahr und unerbittlich urteilte. Aber Degas, so bekannt er auch für seine wahre oder gewollte Schärfe und Ironie war, gegen die Werke eines wirklichen Künstlers war er nie ungerecht. «Man sagt, ich sei böse», meinte er einmal

zu mir, «aber wer ausser mir schaut eure Bilder an?» Ein anderes Mal, als wir von dem Einfluss der Presse sprachen, sagte er zu mir: «Das alles bedeutet nichts! Haben Sie jemals einen grossen Zeitungserfolg gehabt? Ich hoffe nicht! Jedermann kennt trotzdem Ihre Malerei und weiss, dass niemand wie Sie Kinderbildnisse malt. Das spricht sich herum –.» Ich verdanke Carriès, dem leider so früh verstorbenen, die teure Erinnerung an seine tiefe, brüderliche Freundschaft. Rodin war so entgegenkommend, so liebenswürdig als möglich. Er selbst schlug mir einen Austausch von unseren Arbeiten vor. Bartholomé war immer ein zuverlässiger Freund und Ratgeber für mich. Fantin-Latour blieb mir bis zu seinem Tode befreundet. Puvis de Chavannes, Cazin, Stevens u. a. ermunterten mich in der herzlichsten Weise. Es wird für eine Frau immer schwierig sein, sich durchzusetzen; aber nirgends wie in Frankreich, dem hohen Kulturlande, erkannte ich eine Möglichkeit dafür.

Ueber mein späteres Leben, das immer reich blieb an Freude, wie an Kümmernissen, will ich schweigen. Dass eine der schönsten Rosen dieses reichen Landes meinen Namen trägt, hat mich mehr als vieles andere gefreut. Ich hätte mir keine lieblichere Anerkennung wünschen mögen!

LITERATUR

Schweizer Künstler-Lexikon – Biographisches Lexikon des Kantons Aargau – Arsène Alexandre: Louise C. Breslau. In der Reihe: Maîtres de l'art moderne», Paris 1928 – Madeleine Zillhardt: Louise-Cathérine Breslau et ses amis, Paris 1932 – L. C. Breslau über sich selbst: Am häuslichen Herd, Schweizerische Monatsschrift, Heft 9, Juni 1926.

Daniel Elster

Die schlichte reformierte Kirche der Stadt Baden erhebt sich inmitten einer einfachen, mit Buschwerk und Bäumen gezierten Gartenanlage. Hier wurden ehemals die reformierten Gläubigen der Gemeinde zur letzten Ruhe bestattet. Im Jahre 1875 wurde der Kirchhof aufgehoben und mit dem katholischen Friedhof im Hasel vereinigt. Ein Grabdenkmal blieb erhalten, und einsam und unbeachtet steht es seit dieser Zeit auf dem schmucklosen Rasen, nur im Sommer vom grünen blühenden Gesträuch und vom Gesang der Vögel belebt. Der Grabstein trägt auf schmalem Marmorband die Inschrift: Dr. Elster, geb. 1786, gest. 1857.

Der Sockel, aus grauem, nun verwittertem Sandstein gehauen, zeigt auf seiner Stirnseite ein Schwert von einem Lorbeerkranze umgeben; eine Leier, jetzt zerstört, bildet Abschluss und Krönung des schlichten Gedenksteines.

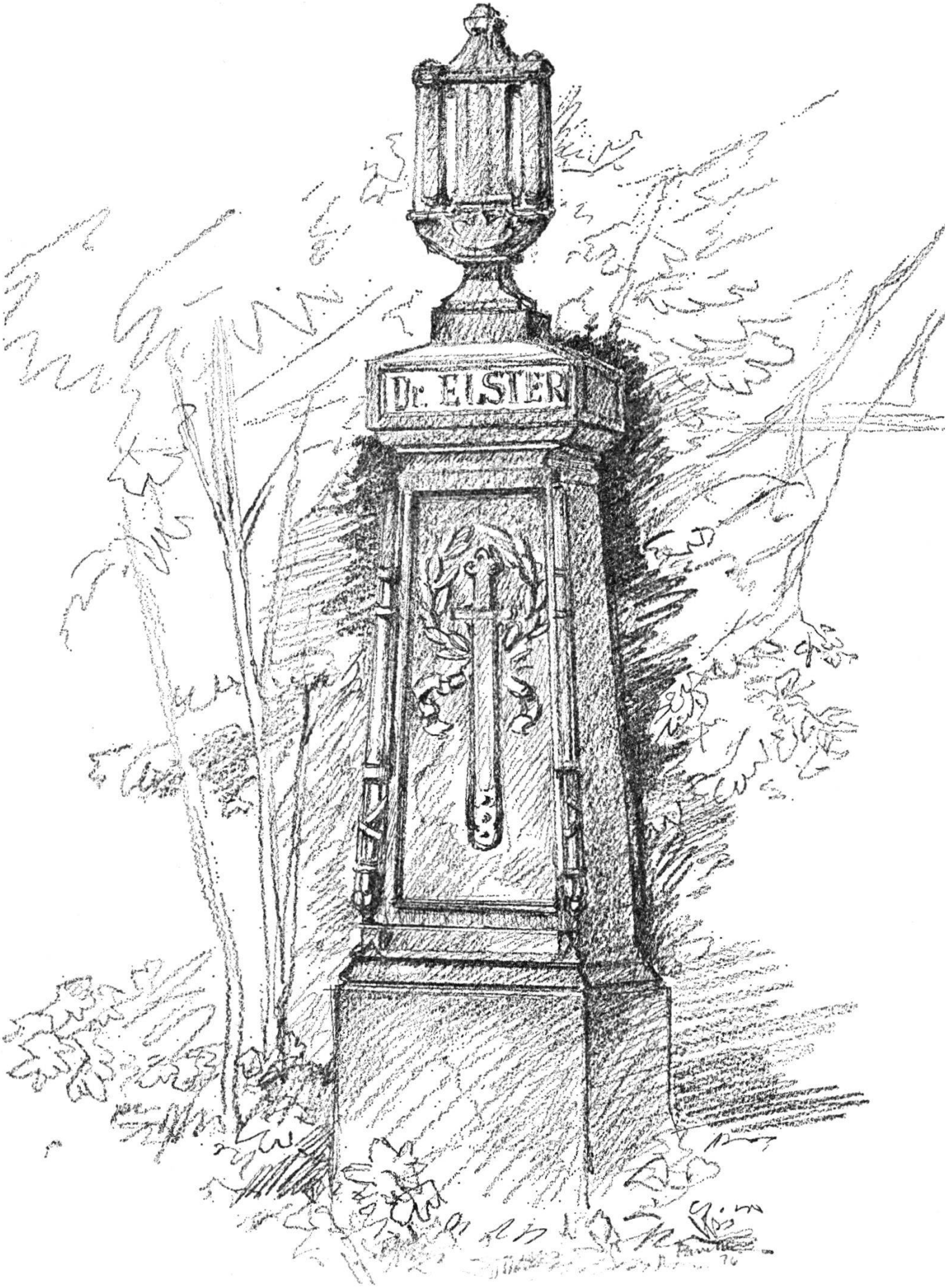
Schwert und Kranz, die Symbole eines kampferfüllten, aber sieggekrönten Lebens, sind mit den sterblichen Ueberresten dieses Mannes der Erde übergeben worden, die Leier aber blieb bestehen und tönt noch bis in unsere Tage fort. Sie kündet uns vom Leben und Wirken dieses ruhelosen und schwärmerischen Menschen.

Daniel Elster war ein echter Vertreter jener Geistesrichtung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die man die Romantik nennt. Jene Epoche war auf politischem Gebiet gekennzeichnet durch die Freiheitskriege in Deutschland, Lateinamerika und Griechenland, durch die Gründung der Burschenschaften und durch die Revolutionen von 1830 und 1848. Es war die Zeit der grossen Erfindungen auf wissenschaftlichem und technischem Gebiet, der Dampfschiffahrt, der Eisenbahnen, der aufstrebenden Industrie und der ersten sozialen Kämpfe. Diesen von neuem Geist durchdrungenen Strömungen stand die «gute, alte Zeit» des Biedermeier gegenüber, die noch Goethe und Beethoven kannte, die den Klassizismus pflegte und die auf allen Kunstgebieten dem mittelalterlichen Geist der Romantik huldigte. Zwei so verschiedene Weltbilder zur selben Zeit mussten sich auch im einzelnen Menschen ausprägen, und es ist nicht verwunderlich, dass der romantische Mensch innerlich so zerrissen und zwiespältig war. Auch bei Daniel Elster trat diese Erscheinung zutage; ein Blick auf sein Leben wird dies bestätigen.

Elsters Geburtsort war Benshausen in Thüringen; sein Vater übte den Beruf eines Hammerschmiedes aus und bestimmte seinen Sohn für das Studium der Theologie. Als Zehnjähriger erhielt Elster von einem Kantor den ersten Musikunterricht, als Zwölfjähriger trat er in das Gymnasium von Freiberg in Sachsen ein. Er wurde nach einem Jahr ungerechterweise zurückversetzt und kehrte deshalb in die Heimat zurück, erkor sich seine Jugendgeliebte zur Braut, bestand in Schleusingen die Reifeprüfung und zog als Student der Theologie nach Leipzig. Er gründete eine Burschenschaft und galt als der berühmteste Fechter. Weil in einem Duell sein Gesicht entstellt wurde, gab er das Studium der Theologie auf und wechselte zur Medizin über. Er beteiligte sich am Wartburgfest der Studentenschaften, verstrickte sich wiederum in ein Duell, musste Leipzig verlassen und wandte sich nach Jena. Sein Vater und der Vater seiner Braut überliessen ihn deshalb seinem Schicksal, und weil er sich nach der Ermordung Kotzebues durch den Studenten Sand im Deutschen Reiche nicht mehr sicher fühlte, beschloss er, an den Freiheitskämpfen in Südamerika teilzunehmen. Er gelangte zunächst nach Holland, England und Frankreich, jedoch ohne sein Ziel zu erreichen. In Paris wurde er verhaftet, in die Fremdenlegion gesteckt und nach Korsika ver-

schickt. Seine Fluchtversuche misslangen; er gewann jedoch Freunde in der Stadt Rogliano, wurde mit ihrer Unterstützung vermöge seiner musikalischen Begabung Stadtmusikus und Organist und konnte nach Deutschland zurückkehren. In Würzburg wollte er sein Studium vollenden, verletzte jedoch beim Duell einen Studenten so schwer, dass er die Flucht ergreifen musste. In Griechenland hatte soeben der griechisch-türkische Krieg begonnen; Elster benützte die Gelegenheit, trat als Arzt in die Reihen eines Philhellenenbataillons ein, entkam der mörderischen Schlacht von Petra als einer der wenigen Ueberlebenden und schlug sich nach Smyrna in Kleinasien durch. Ein musikliebender Sonderling verhalf ihm zu einer Stelle als Konzertpianist; ein Liebesabenteuer trieb Elster zur Flucht, und so gelangte er nach Europa zurück. In Marseille vernahm er die niederschmetternde Nachricht, dass seine Braut sich dem Willen ihrer Eltern gefügt und einen andern geheiratet hatte, denn er selbst war schon längst als tot gemeldet worden. Er kämpfte seinen Schmerz nieder, schlug sich mit Konzertgeben durch Frankreich durch und gelangte mittellos nach Basel. Hier fristete er mit Musikunterricht sein Leben, wurde aber schon nach kurzer Zeit als Musiklehrer ans Seminar in Lenzburg berufen. Als aber in Baden an der Stadtschule die Musiklehrerstelle frei wurde; meldete er sich an, bestand die Prüfung mit Auszeichnung und gelangte im Jahre 1826 in unsere Stadt.

Daniel Elster blieb nur drei Jahre lang in Baden, aber diese Zeit gehört vielleicht zu der glücklichsten in seinem Leben. Er nahm die ihm gestellte Aufgabe, das Musikwesen der Stadt zu fördern, mit der ihm eigenen Tatkraft in Angriff. In jener Zeit stand die Instrumentalmusik noch in voller Blüte. Die Zeit des Rokoko zeigte für die Kunst des Gesanges wenig Hingabe und bevorzugte die zierlichen Serenaden der Instrumentalwerke. Die Romantik brachte auch hier den Umschwung: Sie forschte nach dem Volkslied, und mit der Erweckung der Dichtung ging Hand in Hand die Erneuerung der Liedmusik. Diese Musik musste auch zum Erklingen gebracht werden, und deshalb wurden in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts überall auf deutschsprachigem Gebiet Singakademien und Liedertafeln gegründet. Elster folgte seinen Vorbildern in Deutschland und gründete 1826 den Männerchor Baden, der 1976 auf sein 150jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Er ist das lebendige Denkmal seines Gründers, versinnbildlicht durch die Leier auf dessen Grabe. «In jener Zeit machte der Männerchor Baden in seinen Kreisen nicht weniger Epoche als die grossen Chöre am Zürichsee.» Die ganze Bevölkerung wurde von Gesangeslust ergriffen, und fortan reihten sich die Veranstaltungen der Sänger würdig an die Feste der Schützen und Turner an.


Dr. ELSTER

Elster wurde von der ganzen Bürgerschaft aufrichtig geliebt, genoss im Schulwesen die Achtung seiner Vorgesetzten und seiner Schüler, und gewann sich ausserdem eine ansehnliche Schar kunstbeflissener Privatschüler. Zu diesen gehörte die blinde Dichterin Luise Egloff im Staadhof. Dieses Mädchen war schon in frühester Jugend erblindet und kannte von der Welt nicht viel mehr als die Innerlichkeit ihrer Seele, die freilich unschuldig und unberührt von allen Stürmen der Welt und des Lebens war. Ihr tiefes Empfinden kam rein und schlicht in den Gedichten zum Ausdruck, die sie zu Gunsten der Badarmen auf Wunsch ihrer Gönner herausgegeben hatte. So lernte sie Elster kennen, und obwohl ihr Wesen den denkbar grössten Gegensatz zu seiner ungestümen und verworrenen Art bildete, entstand zwischen Lehrer und Schülerin doch bald ein inniges Verständnis. Elster entdeckte als erster die musikalische Begabung Luise Eggloffs. Er leitete sie mit Geduld und Liebe zum Gesange an, er lehrte sie das Klavierspiel, ja, es gelang ihm, seine Schülerin zur eigenen Vertonung ihrer Gedichte anzuregen. In allen diesen Bestrebungen zeigte sich Luise Egloff aufmerksam und gelehrig und sie erreichte zuletzt ein beträchtliches Können auf musikalischem Gebiet. Elster freute sich dieses Erfolges von Herzen und er selbst fühlte sich zum ersten Mal in seinem unruhevollen Leben geborgen und zufrieden, denn die Ruhe und Innerlichkeit ihrer Seele taten seinem stürmischen Herzen wohl. Auch Luise Egloff kam ihrem Freunde mit aufrichtiger Zuneigung entgegen, denn er brachte in ihr eintöniges Leben Freude und Zufriedenheit, die sie den Mangel des Augenlichtes vergessen liessen.

Dies Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Elster hatte in Baden ein Werk unter dem Titel «Das Bataillon der Philhellenen» mit einem Eingangsgedicht von Luise Egloff veröffentlicht, und im Stuttgarter Morgenblatt erschienen Auszüge aus seinen Tagebüchern. So gelangte sein Name in die Heimat zurück, die er schon längst aufgegeben hatte. Von dort erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters und des Gatten seiner Jugendgeliebten, die ihn nun an ihre Seite zurückrief. Da hielt ihn die Fremde nicht mehr, und so schmerzlich ihm die Trennung von Luise Egloff, von seinen Freunden und von Baden war: Die alten Erinnerungen waren zu stark und zu verlockend.

Er nahm im Jahr 1829 Abschied von Baden, zog in die Heimat, heiratete seine Jugendgeliebte und lebte sechs Jahre lang glücklich als Landwirt, Musiker und Schriftsteller auf seinem heimatlichen Gute. Auch dieses Glück nahm ein jähes Ende: Seine Frau starb, und der unruhige Wandertrieb erfasste ihn aufs neue. Er reiste als Kapellmeister von Ort zu Ort und wurde 1840 ans Zürcher Stadttheater berufen. Hier traf er seine ehemalige Badener Schülerin

Franziska Lang und verheiratete sich mit ihr noch im gleichen Jahr. 1843 siedelte er nach Bremgarten über und erhielt drei Jahre später wiederum die Stelle eines Musikprofessors am Lehrerseminar in Lenzburg. Das Seminar wurde bald darauf in die ehemalige Abtei Wettingen verlegt, und so kam Elster wieder in die Nähe der Stadt Baden zurück, die er vor zwanzig Jahren zum ersten Mal betreten hatte. Von neuem entfaltete er eine reiche musikalische Tätigkeit; er gab in Baden eine Schweizerische Volksgesangsschrift heraus und verfasste das Gesangbuch für die Gemeindeschulen des Kantons Aargau. Er dirigierte verschiedene Chöre und leitete die zahlreichen Sängerfeste. Auf Grund seiner hervorragenden Tätigkeit erhielt er von der aargauischen Regierung das Schweizerische Bürgerrecht. Das unruhige Wanderleben und die aufreibende Tätigkeit aber hatten seine Gesundheit geschwächt; nach langjährigem Leiden wurde er durch einen plötzlichen Tod aus seinem rastlosen Wirken hinweggenommen.

Dies sind in kurzen Worten die Schicksale dieses selstsamen Mannes. Er selbst hat seine Erinnerungen in autobiographischen Schriften dem Druck übergeben; sie sind unter dem Titel «Die Irrfahrten des Daniel Elster» an die Oeffentlichkeit gelangt. Ihm selbst waren Ruhe und Frieden nur in geringem Masse beschieden; um so mehr war es ihm vergönnt, andern Menschen Freude und Glück zu bringen. Seine Sangeskunst hat unserer Stadt und der ganzen aargauischen Heimat die Tore zu einer daseinsfrohen Lebensauffassung geöffnet. Sein Streben wirkt noch heute im aargauischen Musikleben ermunternd weiter, und Tausende von Menschen sind durch ihn dem Reich der Töne gewonnen worden. So gebührt ihm auch heute noch Dank und Verehrung des Volkes, das ihm mit der blinden Sängerin Luise Egloff zurufen kann:

Du hast die Kraft der Töne
In meiner Brust geweckt,
Dass sie die Nacht verschöne,
Die meinen Pfad bedeckt:
Ich will auf ihren Schwingen
Mein Dankgefühl dir bringen.

LITERATUR

U. Münzel: Die Irrfahrten des Daniel Elster, Badener Tagblatt, 26. Februar 1937. Hier unverändert abgedruckt. – Adolf Haller: Freiheit, die ich meine. Die Lebensabenteuer des Daniel Elster, Aarau 1941 – Derselbe: Daniel Elster in «Aargauer Heimat». Festschrift Adolf Frey, 1944 – Derselbe: Daniel Elster in «Lebensbilder aus dem Kanton Aargau», 1953. In allen drei Veröffentlichungen weitere Quellenangaben.

Uli Münzel